

UMSCHAU

Gespräch zwischen Christen und Marxisten

Im Rittersaal der Residenz von Salzburg fand vom 29. April bis 2. Mai ein Gespräch zwischen Christen und Marxisten über das Thema: „Christentum und Marxismus heute“ statt. Eingeladen hatte die Paulus-Gesellschaft, deren Vorsitzender A. Jores und deren Generalsekretär E. Kellner eine überaus zahlreich erschienene Gruppe von Intellektuellen begrüßten.

Am ersten Tag der Tagung wurde das Problem „Der Mensch und die Religion“ behandelt. Der katholische Theologe M. Reding entwickelte die These, der Marxismus müsse in der Konsequenz seiner Auffassung vom Ablauf der Geschichte, der von der Struktur des Verhältnisses von (ökonomischer) Basis und (ideologischem) Überbau bestimmt werde, nicht notwendig atheistisch sein. „Das Geschichtsgesetz selber, der Kern des Marxismus, ist nicht atheistisch.“ Diese Behauptung wurde durch das Argument gestützt, daß auch von einem durchdachten marxistischen Systemansatz her der Überbau, also auch Religion (und Moral), „Produkt und Produktionsbedingung der Produktion zugleich“ sei. „Als Produkte und Produktionsbedingungen der Produktion gehören sie wie die Produktion selber zum Wesen des Menschen.“ Damit aber wäre die Religion als schlechthinniges menschliches Phänomen aufgezeigt, und nicht nur Ideologie einer Klassengesellschaft.

Dem wurde von den meisten Marxisten, allerdings nicht von dem bedeutenden französischen Chefideologen R. Garaudy, lebhaft widersprochen. Für diese ist und bleibt Religion eine Gestalt menschlicher Selbstentfremdung, Opium für das Volk, „das phantastische Abbild der wirklichen, empirischen Welt“ (Pavicevic), Produkt menschlicher Angst vor den zerstörenden Mächten der Geschichte und der je eigenen Sterblichkeit und somit unvereinbar mit der marxistischen Ideologie. Nicht alle

Marxisten waren der Ansicht, ihr Atheismus lasse sich wissenschaftlich begründen. So meinte der Bulgare A. Polikarov, einzelwissenschaftliche Erkenntnisse ließen sich sowohl im Rahmen einer materialistischen wie idealistischen Philosophie deuten. Garaudy bezeichnete die Frage, ob die Nicht-Existenz Gottes wissenschaftlich bewiesen werden könne, als eine falsch gestellte Frage. Einen weiteren Schritt tat der Italiener C. Luporini. Er meinte, Christentum und Marxismus zielten beide auf die Befreiung des Menschen von jeglicher Selbstentfremdung ab. Garaudy betonte überdies, daß auch der Marxismus hinsichtlich des Menschen die Dimension des Unendlichen, die der grenzenlosen Bedürfnisse und Hoffnungen kenne, und daß damit die Aufgabe anerkannt sei, in stets neuen Ansätzen, in der Überwindung stets neuer Widerstände in dieser Welt den wirklich freien, den humanen Menschen zu schaffen.

Die von Christen und Marxisten gemeinsam bejahte Dynamik des Menschen auf die Zukunft hin führte zum zweiten Thema: „Die Zukunft der Menschheit“. K. Rahner bekannte sich als Christ zu einer absoluten Zukunft des Menschen; genauer dazu, daß Gott seine absolute Zukunft sei, die allerdings unabdingbar durch eine unbedingte weltimmanente (kategoriale) Liebe zum Menschen und so durch den Dienst an der Erde und in ihr vermittelt werden müsse. In diesem Glauben an die unbedingte Zukunft, d. h. in der christlichen Eschatologie, werde nicht mehr nur nach Sinn und Ordnung der Einzelmomente in der Welt gefragt, sondern – und diese Frage stelle sich notwendig und sei auf die Dauer unabweisbar – nach dem Sinn des Ganzen der Welt. Dieser gründe in Gott, der als „der eine, in sich selbst alles vorwegnehmende Grund aller pluralen Wirklichkeit von der Pluralität dieser Erfahrungswirklichkeiten her immer und notwendig ein unumgreifliches Geheimnis sei und bleibe“. Der Satz, daß Gott selbst sich dem Menschen als seine absolute, grundsätzlich nicht mehr überbietbare Zukunft schenke, wurde von J. B. Metz unter einer bestimmten Rücksicht noch weiter entfaltet. Gewiß sei der Gott des abso-

luten Heils über-weltlich, welt-jenseitig, er sei der Gott „über“ uns. Mehr aber sei er der Gott „vor“ uns, der je und je auf uns zukommende Gott, der Gott der Hoffnung. „Christlich glauben heißt, der Zukunft als der Ankunft des größeren Geheimnisses trauen.“ Der „Himmel“ sei gewiß „über“ uns, in der heutigen Glaubenserfahrung aber mehr noch „vor“ uns. Die Theologie müsse in all ihren Teilen noch ausdrücklicher als Eschatologie verstanden werden.

Selbstverständlich sprachen auch die Marxisten, wie schon angedeutet, von der Zukunft des Menschen. Sie bestanden aber darauf, daß diese rein innerweltlich sei, daß sie in dem unendlichen Prozeß der dialektisch sich bewegenden Geschichte gewonnen werde, genauer in der aktiven Überwindung aller Gestalten der Selbstentfremdung der Menschen, die in einer zuletzt klassenlosen Gesellschaft erreicht werde. Die meisten Marxisten interpretierten die Zukunft des Menschen so positiv, etwa R. Havemann, der leider am persönlichen Erscheinen verhindert war, dessen Beitrag aber schon schriftlich vorlag. Das „Leitbild (der kommunistischen Epoche) ist die Utopie der kommunistischen Gesellschaft, in der der Mensch der Moral nicht mehr bedarf, weil die Gesellschaft selbst moralisch sein wird“. Aber es gab auch eine sehr düstere Prognose. So erklärte B. Bosnjak: „Der Mensch ist ein tragisches Wesen im Kosmos, weil er sich seiner Sterblichkeit bewußt ist ... Wir befinden uns im höchsten Mysterium, weil wir nicht wissen, warum es ein Etwas und nicht ein Nichts gibt. Deshalb ist die einzig mögliche Antwort auf die Frage, wozu der Mensch entstanden ist, die: zu gar nichts. Die Theologie trägt ein Telos hinein, welches man nicht beweisen kann. Der Mensch ist und bleibt allein.“

Ihren eigentlichen Höhepunkt erreichte die Tagung erst am dritten Tag. Er stand unter dem Thema: „Ideologische Koexistenz?“ Hier verteidigten vor allem die Italiener, unterstützt von den Franzosen, die Möglichkeit und Notwendigkeit einer ideologischen und praktischen Koexistenz von Marxisten und Christen. Mit großem Nachdruck begründete L. Lom-

bardo-Radice die These: „Die notwendige Einseitigkeit jeder Wahrheit macht die Notwendigkeit des Pluralismus in einer sozialistischen Gesellschaft klar.“ Aber nicht nur die komplexe objektive Wirklichkeit verlange einen solchen, sondern vor allem der Mensch, das Subjekt selbst. Hier bezog sich der italienische Ideologe auf Palmiro Togliatti. Er zitierte aus dessen Yalta-Denkschrift: „Wir müssen die besten Kämpfer für die Freiheit des intellektuellen Lebens, der freien Kunstschöpfung, des wissenschaftlichen Fortschritts werden. Das erfordert, daß wir nicht abstrakt nur unsere Anschauungen den verschiedenartigen anderen Geistesrichtungen als Gegensatz gegenüberstellen, sondern daß wir mit diesen anderen Richtungen allen ins Gespräch kommen, um die Themen der Kultur, wie sie heute vor uns stehen, tiefer zu untersuchen. Nicht alle Menschen, die heute auf verschiedenen Gebieten der Kultur uns fernstehen, sind unsere Feinde oder Agenten unserer Feinde.“ Daraus zog er die Konsequenz: „Der Staat in einer sozialistischen Gesellschaft darf, nach der Meinung der italienischen Marxisten, keinen Unterschied kennen zwischen den Bürgern aus Gründen der Ideologie. Sie sind der Auffassung, daß eine marxistische ‚Wiedergewinnung‘ des liberalen Begriffes des bekenntnislosen Staates sehr fruchtbar wäre.“

Das sind in der Tat erstaunliche Sätze. Man wird sie gewiß nicht als Ausdruck der Meinung aller Marxisten bezeichnen können. Zu viele Tatsachen sprechen dagegen. Angesichts der Absurdität der „Mauer“ in Berlin, angesichts der Tatsache, daß aus den marxistisch totalitären Ostblockstaaten viele Eingeladene nicht erscheinen konnten, angesichts der Wirklichkeit, daß nicht wenige Mitbrüder, z. B. solche der Referenten aus dem Jesuitenorden, in diesen Staaten nicht arbeiten können und z. T. in Haft gehalten werden, klingen diese Worte, so ehrlich sie gewiß subjektiv gemeint waren, objektiv aufs Ganze gesehen heute noch unglaublich unwürdig. Und doch wird man zugeben können, daß auch der Marxismus in Bewegung geraten ist. Freilich beklagte G. Wetter, der die Notwendigkeit betonte, ideologische Differenzen

dürften nur mit geistigen Mitteln und nicht mit Mitteln der Polizei geklärt werden, die Abwesenheit des „anderen Marxismus“. Ein orthodoxer Christ meinte sogar, in Salzburg wohne er einer Vorstellung des Shakespeari-schen Hamlet bei – ohne den Prinzen von Dänemark. Trotz dieser lebhaft gespürten Schwierigkeit schlug J. Y. Calvez als Christ eine möglichst ideologiefreie praktische Zusammenarbeit von Christen und Marxisten vor, beklagte es aber, daß eine solche von den Marxisten so sehr mit ihrer eigenen Ideologie verbunden werde, daß der Christ faktisch gezwungen sei, diese sozusagen total mitzuübernehmen. Calvez bezog sich in seinem Vorschlag ausdrücklich auf Papst Johannes XXIII. Dieser erklärt in seinem Rundschreiben „Mater et magistra“: „Die Katholiken kommen aber in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Arbeit vielfach mit Menschen zusammen, die andere Lebensauffassungen haben als sie selbst. Da sollen die Katholiken sorgfältig darauf achten, sich selbst treu zu bleiben. Sie sollen sich nicht auf Kompromisse einlassen, durch die in irgendeiner Weise der volle Glaube oder die Sittlichkeit Schaden leidet. Sie sollen aber auch andere Auffassungen mit dem gebührenden Wohlwollen prüfen. Sie sollen nicht überall nur auf ihr eigenes Interesse schauen; vielmehr bereit sein, in ehrlicher Zusammenarbeit dort mitzuwirken, wo es um etwas geht, was seiner Natur nach gut ist oder zum Guten führen kann“ (Nr. 239).

Die Tagung war ein Experiment. Man wird nicht sagen können, daß es ganz gelungen ist. Abgesehen von gewissen formalen Mängeln, kam es selten zu einem wirklichen Gespräch, was z. B. auch daran lag, daß die typisch naturwissenschaftliche Seh- und Ausdrucksweise nicht weniger Teilnehmer die hier in Frage kommenden Phänomene nur sehr inadäquat erreichte; zumeist wurden Monologe gehalten. Auf genaue, streng an der Sache orientierte Einzelanalysen wurde verzichtet. Bei den Marxisten – man denke hier an die Ausführungen von G. Mury – hatte man den Eindruck, daß bestimmte Grundworte wie Privateigentum, Kapitalismus, Klassenkampf, klassenlose Gesellschaft geradezu religiös tabuisiert sind; sie

mußten dringend im Hinblick auf ihren Sachgehalt heute „entmythologisiert“ werden. Leider versäumten es im allgemeinen die Christen, eine solche immanente Marxismuskritik zu leisten.

Entscheidend war das Fehlen einer auch nur in grundlegenden Elementen gemeinsamen Anthropologie, obwohl verbale Gemeinsamkeiten festzustellen waren. Das hatte schon A. Schaff auf der Kölner Tagung (1964) der Paulus-Gesellschaft festgestellt. Somit blieb vor allem die gemeinsame Aussage, daß des Menschen Existenz grundlegend durch Freiheit bestimmt sei, eigentümlich leer. Konkret hätte es um die nähere Deutung des allen Menschen zukommenden Freiheitsraumes gehen müssen, um eine Freiheit, die auch eine gesellschaftliche und politische Dimension hat und haben muß. Der Christ muß von den Marxisten, auch und zumal von denen, die in marxistischen Gemeinwesen an der politischen Macht sind, fordern, daß nicht nur ein Bereich religiöser Innerlichkeit toleriert wird, sondern daß er seinen eigentümlichen Beitrag zum Aufbau einer gerechten Gesellschaftsordnung, die nicht von vornherein sozialistisch verstanden werden darf, in Freiheit leisten kann. Hierbei muß allerdings ausdrücklich gesagt werden, daß die Kirche als Kirche des hierarchischen Amtes nicht die Vollmacht hat, positiv-konkrete, für die heutige gesellschaftliche Situation relevante, „Sozialmodelle“ glaubensverbindlich vorzuschlagen. Sie kann als Amtskirche einmal negativ sozial Unsitthliches und Ungerechtes mit ihrer ihr eigentümlichen Autorität abwehren; sie kann dann positiv den allgemeinen (naturrechtlichen) Rahmen abstecken, in dem allein eine gerechte Sozialordnung verwirklicht werden kann. Wohl obliegt dem einzelnen Christen aus christlicher Verantwortung die Aufgabe, innerhalb des eben genannten Rahmens solche konkret-positiven Modelle zu bedenken, sie zur Diskussion zu stellen und gegebenenfalls im Raum einer rechtsstaatlichen Verfassung politisch durchzusetzen.

Bei aller Feststellung der Grenzen der Tagung muß doch gesagt werden, daß sie sehr nützlich gewesen ist. Wir müssen der Paulus-Gesellschaft für ihre Ermöglichung danken. Die

Gespräche sollten unter Experten weitergeführt werden. Solche müßten einmal Sachverständige in Sachen christlicher und marxistischer Sozialtheorie und -praxis sein; dann und nicht zuletzt Fundamentaltheologen, die sich dem recht verstandenen Problem einer Glaubensbegründung nicht nur angemessen stellen, sondern eine solche für den gebildeten Laien von heute, Christen und Nicht-Christen, darzubieten vermögen.

Hans Wulf SJ

Harald Dohrn

Am 29. April 1945, nur wenige Stunden vor dem Einmarsch der USA-Truppen in München, wurde Harald Dohrn gemeinsam mit etwa 150 politischen Häftlingen auf Befehl des Münchner Gauleiters Gießler im Perlacher Forst erschossen, nachdem ihn eine Nachbarin denunziert hatte; er starb in der Erwartung der Alliierten, ohne deren militärischen Sieg über Hitler wir dessen Verbrecherregime niemals hätten abschütteln können. Diese Erkenntnis teilte Harald Dohrn mit seinen Freunden vom Kreis der „Weißen Rose“, und sie sollte ihm noch am letzten Tag der braunen Gewaltherrschaft das Leben kosten. Das Schicksal fügte es, daß sein Leichnam, nachdem er mit den anderen Ermordeten zuerst unbeerdigt liegen blieb, von den Amerikanern in unmittelbarer Nähe der Geschwister Scholl und seines Schwiegersohns Christoph Probst in ein Massengrab gelegt wurde. Für die jungen Märtyrer der „Weißen Rose“ hatte Harald Dohrn eine über ihr Erdenleben hinausweisende Bedeutung gehabt, indem er sie mit seinem Glauben erfüllt hatte.

Wer war dieser, verglichen mit den Studenten des Münchner Widerstands um eine Generation ältere Mann, der mit 59 Jahren eins der letzten Opfer des blutigen Ungeistes der deutschen Hitlerschmach wurde? Er war im besten Sinn ein Vertreter des „anderen Deutschland“, der aus den Zeichen der schrecklichsten Zeit deutscher Geschichte zu erkennen verstand, wohin Irrtum, Lüge und Anmaßung ein Volk zu führen vermögen. Für Harald Dohrn hatte es nie einen Zweifel über die Dummheit und das

Verbrecherische in Hitlers Geschwätz und seinen Taten gegeben; darin wurzelte die verzweifelte Trauer, die Harald Dohrn bei der Betrachtung seiner Zeit oft erfüllte und die ihn nur sein von Natur kindlich vertrauendes Herz und sein im Leben gereiftes Gewissen überwinden ließ.

1886 in Neapel geboren, als jüngster Sohn Professor Anton Dohrns, des Begründers der „Zoologischen Station Aquarium“, und dessen polnischer Gattin Maria von Baranowski, wuchs Harald mit seinen Brüdern Wolf, Reinhard und Boguslaw in dem durch und durch weltmännisch-übernationalen Milieu der Forschungsanstalt im „Giardino Communale“ und dem väterlichen Haus am Rione Amadeo auf, dem Treffpunkt von Wissenschaftlern und Künstlern aus ganz Europa und aus Übersee. Dies Haus gehörte zum Edelsten, was deutsche Kultur im Ausland damals und bis zum Hitlerkrieg durch die überragende Gestalt eines einzelnen Menschen geschaffen hat; Theodor Heuss, Margret Boveri, Eckhart Peterich haben darüber geschrieben.

Harald Dohrn war im Vergleich zu seinen Brüdern der zartere, der spirituellere, oft mit Aljoscha verglichen. Und während Bruder Reinhard in die Wissenschaft und Nachfolge des Vaters wuchs, während Bruder Wolf in Hellerau bei Dresden, angeregt durch die Ideen Friedrich Naumanns, dessen Mitarbeiter er gewesen, und die Kunst von Jacques Dalcroze die erste deutsche Gartenstadt und als Mittelpunkt die Bildungsanstalt Hellerau ins Leben rief, während Bruder Boguslaw das väterliche Gut in Pommern verwaltete, blieb Harald zuerst zeitweilig auf dem mütterlichen Gut im polnischen Rußland. Viele Züge der östlichen Seele waren in seinem Wesen. Er nahm regen Anteil am kulturell-künstlerischen Werk in Hellerau, wo 1910 die Welturaufführung von Claudels Verkündigung stattfand, in Anwesenheit von R. M. Rilke, Hugo v. Hofmannsthal, Max Reinhardt, Martin Buber, Thomas Mann; wo die Deutschen Werkstätten ähnliche Ziele einer modernen jugendstilbefreiten Wohnkultur verfolgten wie in München die Vereinigten Werkstätten; wo die ersten praktischen Beispiele des sozia-